

# Qualitätsentwicklung und -evaluation - Ein Thema auch für Richard Wagner

*Udo Herrmannstorfer, dem Schöpfer von Wege zur Qualität, zu seinem  
70. Geburtstag gewidmet*

Robert Zuegg

## Kunst- nach scharfen Regeln messen?

Richard Wagner schuf eine Oper, in der er als Künstler Fragen der Qualitätsentwicklung und -evaluation aufgreift und auslotet: Die Meistersinger von Nürnberg. Hier ist nicht der Ort, auf Komposition, Wirkungsgeschichte und die einzelnen Handlungsfäden einzugehen. Uns interessiert hauptsächlich, weshalb die gewohnte Form der Meistersinger ihre Kunst zu pflegen, zu evaluieren und zu sichern, ihrer Sozietät und Gesangskunst immer mehr die Lebensluft entzog und welche Neuorientierung sich daraus ergab. Dazu ist ein Blick auf die drei Hauptfiguren zu werfen, ihr Verhältnis zu ihrem Berufsverband und dessen best-practice Regeln sowie auf die individuelle Art ihres künstlerischen Ringens. Die Handlung spielt in Nürnberg, zur Zeit der Reformation und zwar zu Johanni. Aus dieser zeitlichen Situierung ertönt motivisch bereits ein Leitmotiv der Oper: Wie können Altes und Neues sich so um- und anverwandeln, dass schöpferische Entwicklung möglich ist. Dies kann vielleicht auch neue Perspektiven eröffnen, wie Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung auf anderen Gebieten fruchtbar gestaltet werden können.

Walther Stolzing, Junker aus altem Rittergeschlecht ist neu ins bürgerliche Nürnberg gezogen. Die Sängergunft und ihre Regeln sind ihm fremd und aus tiefer Seele zuwider. Trotzdem ersucht er um Aufnahme, denn nur als Meistersinger kann er seine geliebte Eva, Tochter eines vermögenden Meistersingers, heimführen. Ein Lehrbube erklärt ihm die Prüfungsordnung: „Der Dichter, der aus eigenem Fleiße zu Wort' und Reimen, die er erfand, aus Tönen auch fügt eine neue Weise, der wird als Meistersinger erkannt“. Die Dicht- und Gesangskunst hat Stolzing autodidaktisch aus Büchern von Walter von der Vogelweide bzw. im Wald von den Vögeln gelernt. Sein Bildungsgang ist unregelmäßig, seine Qualifikationsnachweise dürftig. Trotzdem darf er ausnahmsweise zur Prüfung antreten. Dem Naturtalent gelingt auf Anhieb ein Meisterlied, das in seiner Neuartigkeit aber alle in einer Tabulatur zusammengefassten Kunstregeln über den Haufen wirft und die anderen Meister „klein und alt“ aussehen lässt. Ihr Richtspruch lautet: „Versungen, vertan“, weil „hier wird nach den Regeln

nur eingelassen“. Diese Anfangsszene macht deutlich: Das Alte bereitet dem Neuen keinen würdigen Empfang, verkennt seine genialischen Qualitäten; das Neue ist seinerseits noch in Gärung, vermag weder an Bestehendes anzuknüpfen, noch es schöpferisch fortzubilden.

Hans Sachs, Schuster und vom Volk verehrter Dichter sowie Haupt und Seele des Sängerkreises weiß: „Wer als Meister geboren, hat unter Meistern den schlimmsten Stand“. Er findet: „des Ritters Lied und Weise neu doch nicht verwirrt; verließ er unsere Gleise, schritt er doch fest und unbeirrt.“ Seine abweichende Meinung kleidet er in die Worte, die wie ein „Lehrsatz“ für ein neues Evaluationsverständnis klingen: „Wollt ihr nach Regeln messen, was nicht nach Eurer Regel Lauf, der eigenen Spur vergessen, sucht davon erst die Regeln auf!“. Dieser „immanent-kritische“ Ansatz“ stößt in der Runde seiner Sängerkollegen auf taube Ohren. Sie befürchten eine Umgehung ihrer Compliance-Regeln und damit Qualitätsabbau: „Den Stümpfern öffnet Sachs ein Loch, da aus und ein ihr Wesen leicht sie trieben“. Organ und Verständnis für eine schöpferische Leistung fehlen ihnen, Innovation und ihre Entwicklungsbedingungen sind für sie kein Thema. Alte Gewohnheiten, Angst und Vorurteile gegenüber dem Neuen wirken zu stark.

Sachs lässt das gehörte Lied keine Ruhe. Noch immer davon berührt, sinnt er unter dem Fliederbaum dem Erkenntnisrätsel nach: „Fass ich es ganz - kann ich's nicht messen, doch wie wollt ich's auch fassen, was unermesslich mir schien“. Ihm fehlen fachliche Kriterien und Indikatoren, um sich seinen ästhetischen Eindruck aufzuhellen und zu erklären: „Keine Regel wollte passen und war doch kein Fehler darin“. Aus seiner Erkenntnisohnmacht heraus gelingt ihm eine erste positive Charakterisierung, die zugleich auf das Wandlungsmotiv des Täufers, seines Namenpatrons, verweist: „Es klang so alt, und war doch so neu, wie Vogelsang im süßen Mai“. Sachs hat die Demut, von Stolzing zu lernen, auch zu entsagen. Er ahnt und fühlt das Neue, versucht es in seiner Genese zu ergründen und sich - im Leben wie in der Kunst - in dessen Dienst zu stellen. In ihm wächst das Alte, weil es sich wandelt, über sich hinaus und wird zum Wegbereiter und Förderer von Entwicklung.

Stolzing lernt im Verlauf des Stücks, von Sachs angeleitet, seine Abneigung gegen die tradierten Regeln und zuallerletzt auch gegen die Meistersinger und ihre Vereinigung zu überwinden, ihren Sinn und Nutzen einzusehen und sich mit ihnen auszusöhnen. Es gelingt ihm, die bisher übliche Art, Kunst zu betreiben und zu betrachten, aus der gereiften Kraft seiner Individualität und Kunst schöpferisch zu überhöhen und damit Zukunft in die Gegenwart zu tragen. Auf diesem Schulungs- und

Entwicklungsweg ist ihm Sachs ein freundschaftlich-väterlicher Lehrer und Begleiter. Dieser ermutigt ihn, zu einem neuen, diesmal bewusst gestalteten und durchdrungenen Meisterlied. Nicht ohne ihn auf den springenden Punkt hinzuweisen: „Ihr selbst stellt die Regel und folgt ihr dann.“ Das Kunstwerk muss in und mit sich selber stimmig sein. Konformität mit äußeren Regeln und ein „Benchmark“ mit anderen Werken sind danach nicht entscheidend und vermögen zum Verständnis originär schöpferischer Leistungen offensichtlich wenig beizutragen. Sachs reflektiert mit Stolz im künstlerischen Prozess selber dessen Ursprung, Quellen und qualitative Bedingungen. Dies näher auszuführen, würde hier zu weit führen.

Sixtus Beckmesser, Humanist, Stadtschreiber von Nürnberg und Mitbewerber um die Hand von Eva und die Gunst der Musen, ist von den dreien die vielleicht spannungsreichste und gewiss tragischste Figur. Eduard Hanslick, Kunstkritiker und Gegner Wagners, hat ihr vermutlich Pate gestanden. Beckmesser ist ein kritischer Intellektueller, im Grunde aber unschöpferischer Geist. In der Musikerzunft hat er das Amt des „Merkers“ oder Auditors wie Sachs auf andere Art.

Er kennt die Regeln wie kein anderes Mitglied, handhabt sie aber formalistisch und pedantisch. Regeln sind für ihn das einzige Beständige in der Unbeständigkeit des Lebens. Sie schaffen Klarheit und sind deshalb die sichersten Garanten, die Kunst rein und unverfälscht zu pflegen und zu tradieren. Das Alte ist für ihn Vorgabe und Maßstab des Neuen. Neues Werden muss, um Zulassung und Eingang zu finden, sich deshalb den Regeln des Gewordenen fügen. Beckmesser fehlt die Eigenerfahrung des schöpferischen Neueinschlags, der geistigen Taufe. Zukunft ist für ihn deshalb nur eine Fortschreibung der Vergangenheit oder bestenfalls eine verbesserte Neuauflage des Alten. Gegenüber Stolz hegt er zudem persönliche, ständisch motivierte Vorurteile: „Neu-Junker-Unkraut! Tut nicht gut.“

Mit dieser Haltung prüft er Stolzings genialisches Lied „messer-scharf“ nach den Regeln der Tabulatur. Genüsslich und akribisch kreidet er ihm alle seine Fehler an. Sah Sachs, von seiner erhöhten Warte, keinen Fehler darin, findet Beckmesser Fehler zuhauf. Er kann die gefundenen Abweichungen faktisch belegen und mit Hinweis auf die Tabulatur auch stichhaltig begründen. Sachs erhebt Einspruch gegen diese Art von Konformitätsprüfung: Der Merker gehe selber auf Freiers Füßen, sein Urteil sei von Hass und Liebe geleitet und deshalb blind für die Schönheit des Liedes seines Rivalen. „Eur' Urteil, dünkt mich, wäre reifer, hörtet ihr besser zu“. Aber auch der nachträglich aufgedeckte Interessenskonflikt und

Verstoß gegen die Unparteilichkeitsregeln vermögen die Kollegen in ihrer ablehnenden Haltung nicht umzustimmen.

Am Vorabend von Johanni gibt Beckmesser in einem Ständchen für Eva selber eine Kostprobe seines Könnens und gleichzeitig einen selbstkritischen Einblick in sein Herz und dessen Nöte: „Darf ich Meister mich nennen, das bewähr' ich heute gern, weil nach dem Preis ich brennen muss, dursten und hungern ... Wohl kenn' ich alle Regeln, halte gut Maß und Zahl; doch Sprung und Überkegeln wohl passiert je einmal, wann der Kopf, ganz voll Zagen zu frei'n will wagen um ein' jung Mägdleins Hand.“ Dieses Werbe- lied hat eine fatale Wirkung, die Nachbarn rufen: „Wer heult denn da? Wer kreischt mit Macht? Ist das erlaubt so spät zur Nacht?“ Die hochgehenden Emotionen enden in einer wüsten Prügelei, dies weil „ein Glühwurm sein Weibchen nicht fand“.

Diese nächtliche Erfahrung veranlasst Sachs zu tiefgründigem Nachsinnen über Ursprung und Folgen menschlichen Wahns, sowie über den Umgang mit ihm im künstlerischen Schaffen. Beckmesser gerät derweil beim Versuch, ein besseres Lied nach den Regeln der Kunst zu zimmern, in arge Verlegenheit. In seiner Not greift er zum Plagiat. Statt mit dem fremden Werbelied auf der öffentlichen Festwiese zu brillieren und Eva und ihre Mitgift zu ersingen, scheitert er auf tragisch-komische Weise. Stolzing, der wahre Autor des neuen Liedes, tritt auf und singt dieses unverfälscht. Er vermag damit alle zu bezaubern und obsiegt.

## Vom lebendigen Umgang mit den Regeln der Tabulatur

Warum es in Kunst und Leben allgemeine Regeln braucht, erklärt Sachs Stolzing wie folgt: „Mein Freund! In holder Jugendzeit ... ein schönes Lied zu singen, mocht' vielen da gelingen: der Lenz, der sang für sie. Kam Sommer, Herbst und Winterszeit, viel Not und Sorg' im Leben ... denen's dann noch will gelingen, ein schönes Lied zu singen, seht, Meister nennt man die“. Deshalb auch sein Rat: „Die Meisterregeln lernt beizeiten ... sie helfen wohl bewahren, ... was Lenz und Liebe Euch unbewusst ins Herz gelegt, dass ihr das unverloren pflegt“. Stolzing fragt tiefer nach dem „woher und warum“ dieser Regeln. Sachs begründet sie anthropologisch: „Das waren hoch bedürft'ge Meister, von Lebensmüh' bedrängte Geister: in ihrer Nöten Wildnis sie schufen sich ein Bildnis, dass ihnen bleibe der Jungendliebe ein Andenken klar und fest, dran sich der Lenz erkennen lässt.“ Wie ein totes Bild von abgelebten Zeiten bejahrte Männer zurück zu neuem Leben führen soll, bleibt Stolzing ein Rätsel: „Doch, wem der Lenz schon lang entronnen, wie wird er dem aus dem Bild gewonnen“. Sachs kennt das Dilemma aus persönlicher Erfahrung. Er weiß, wie leicht das

Leben sich im dornigen Gerank allgemein verbindlicher Normen und Standards verfängt und erstickt. Er lehnt Regeln deswegen weder ab, noch will er sie einfach deregulieren.

Sachs ringt um einen neuen Lösungsansatz und macht, wie wir aus seinen Worten gleich hören werden, einen originellen Griff und Vorschlag. Dieser setzt nicht bei den Regeln oder Verhältnissen an, sondern beim Menschen selbst. Dieser muss jetzt eigentätig und bewusst vollziehen, was früher unbewusst oder von alleine geschah. Besagtes Bild lässt sich nicht anders zu neuem Leben erwecken, als dass der Mensch es aus sich heraus mit neuem Leben begabt: „Er frischt das Bildnis an, so oft er kann: Drum will ich, als bedürftiger Mann, will ich Euch die Regeln lehren, sollt Ihr sie mir neu erklären“. In diesem Ruf, aufzuwachen und umzudenken, das Bildnis anzufrischen und die Regeln neu zu erklären, erklingt erneut das Täufermotiv.

In die Prosa des heutigen Alltags übersetzt, könnte dies bedeuten: Bewusste und fortlaufende Vertiefung und Betätigung der schöpferischen Kräfte, aus denen Regeln und Leitbilder letztlich stammen und in denen sie weiterhin fußen sollten. Einmal abgeschnitten von den lebenden Quellen werden die Regeln tot und starr und beginnen - das zeigt sich am Sängerkreis und an der tragischen Figur des Beckmessers deutlich - allmählich auch der Kunst und Gemeinschaft ihr Lebenslicht auszublenden und ihre mumifizierende Wirkung zu entfalten. Beckmesser denkt scharf, aber auch unbeweglich. Normen sind für ihn nicht zu hinterfragende, axiomatische Größen, ohne Leben und Entwicklung. Gerade deshalb lässt sich mit ihnen technisch perfekt umgehen, was allerdings Folgen hat. Sein kritischer Verstand vermag jedoch nicht, sich auch der Norm kritisch gegenüber zu stellen. Ebenso wenig vermag er, die Norm in ihrer Genese und Wirkung auf das Leben objektiv zu betrachten und sie selbstschöpferisch mit neuem Leben anzufrischen. Seine Art, Normen zu denken und handzuhaben, steht nicht im Fluss, Dialog und Dienst des Lebens. Die Wohltat der Regel wird dadurch zur Plage, die das Leben knechtet, schwächt und untergräbt.

Für den lebendigen Umgang mit Regeln ergeben sich noch weitere Perspektiven. Wie wichtig ist die Resonanz der Betroffenen und des Publikums für die Qualitätssicherung, wie hängen soziale und fachliche Qualität zusammenhängen, wie ergänzen und steigern oder behindern sie sich, was bedeuten „Innovations- und Sunsetklauseln“ für eine kontinuierliche Qualitätsentwicklung - alles Fragen, die in den Meistersingern vorkommen und eine Rolle spielen.

So schlägt Sachs beispielsweise vor, die Regeln periodisch darauf zu überprüfen: „ob in der Gewohnheit tragem Gleise ihr' Kraft und Leben sich nicht verlier“. Gesetzesunkundige Laien könnten seiner Ansicht nach oft zuverlässiger sagen, „ob die Regeln der Natur noch auf der Spur sind“, da sie deren Wirkungen im Unterschied zu Experten aus eigener Betroffenheit kennen und so deren „Frische“ besser einschätzen können. Ihre Resonanz kann wichtige Aufschlüsse darüber geben, wie gut sich die Regeln im Leben bewährt haben und wo Änderungsbedarf besteht.

Regeln müssen nach Sachs auch Ausnahmen zulassen, wenn sie nicht zum Hindernis und Grab von Entwicklung werden sollen. Es geht nicht um Schlupflöcher für Willkür, Missbrauch und Entwicklungsrückschritte, sondern um eine bewusst gehandhabte Türöffnung für Entwicklungsfortschritte im Sinne eines vertikalen Pluralismus. „Der Regel Güte, daraus man erwägt, dass sie auch mal' ne Ausnahme verträgt“. Weil die nachhaltigste Sicherung der Qualität in ihrer kontinuierlichen Entwicklung liegt, müssen Regeln und Satzungen entwicklungs- und innovationsfreundlich sein. Innovationen kommen nicht als Mehrheiten zur Welt, sondern durch einzelne, schöpferische Menschen und meist als Nonkonformität zum Bestehenden.

Der weitere Vorschlag von Sachs, auch das Volk müsse über die Kunst zu Gericht sitzen können, weckte dagegen schon im Sängerkreis Bedenken: „Oho! Das Volk? Ja, das wäre schön! Ade dann Kunst und Meistertön! Nein Sachs! Gewiss, das hat keinen Sinn! Gäbt ihr dem Volk die Regeln hin.“ Angesichts der Rezeptionsgeschichte der Oper ein überlegenswerter Einwand.

Hilfreich und weiterführend ist vor allem auch die Einsicht, dass es zur lebendigen Pflege und kontinuierlichen Entwicklung der Kunst in Zukunft nicht nur schöpferische Individualitäten braucht, sondern auch freie Vereinigungen von ausübenden Künstlern, die sich bewusst dieser Aufgabe widmen: „Verachtet mir die Meister nicht.“ „Gebt ihrem Wirken Gunst...“

Dr. Robert Zuegg

ist Jurist und Leiter der Confidentia - Gesellschaft zur Förderung institutioneller Eigenverantwortung; er lebt in Kilchberg/Schweiz. E-Mail: [Zuegg@zuegg.ch](mailto:Zuegg@zuegg.ch)